

Der ungewisse Grund der Kommunikation

Hermann Rotermund

»There are many ways in which the thing I am trying
in vain to say may be tried in vain to be said.«
Samuel Beckett, Bram van Velde. In: Three Dialogues
with Georges Duthuit (1949). London: John Calder, 1965.

Die Fundamente der modernen Medientheorien stehen auf ungewissem Grund. Das Zustandekommen von Kommunikation und gar die Erzeugung von Verständnis im Sinne der Übertragung von Bedeutungen wird von naturwissenschaftlichen, psychologischen, mathematischen, philosophischen und soziologischen Theorien als äußerst unwahrscheinlich beurteilt. Ungewißheit begleitet die Kommunikation auf jeder Stufe, sie ist die »dunkle Seite« der Information.

Seit achtzig Jahren bemühen sich Sozialwissenschaftler im Hinblick auf die Kommunikation und die Wirkung von Medien aber auch um die Bereitstellung von Gewißeiten. Bis heute bestimmen meist behaviouristische Grundmuster die Beschreibung der Medienwirkung, und MedienökonomInnen setzen die Ermittlung von Aufmerksamkeitsfaktoren in Tausenderkontaktpreise um, auch wenn sie gar nicht beschreiben können, wie diese Aufmerksamkeit inhaltlich beschaffen ist und wie sie die behaupteten Kommunikations- und Handlungsoptionen erzeugt.

Eine Kommunikations- und Medientheorie, deren zentrale Kategorie die Ungewißheit ist, hätte den Vorteil, ein erwünschtes oder gar bestelltes Resultat – die hergestellte Bedeutungsübertragung und Sinnstiftung – nicht vorauszusetzen, sondern überhaupt nachfragen und beobachten zu können, was auf beiden Seiten eines Kommunikationsprozesses tatsächlich geschieht. Auch die möglicherweise aktive und nicht nur auf einen passiven Kanal reduzierbare Rolle der technischen Medien – also die zwischen Nachrichtenquelle und Nachrichtenziel fungierende Kette von Sender, Kanal, Störquelle, Empfänger, um das durch Claude Shannon eingeführte Vokabular zu verwenden – ließe sich auf diese Weise in den Fokus der medienwissenschaftlichen Betrachtung rücken.

Dieser Beitrag kann nur einige Hinweise geben, eine umfangreichere Auseinandersetzung mit der Medienpraxis steht noch aus – sie wird in dem eröffnenden Abschnitt nur kurz angerissen. Die Rückbezüge auf wenig beachtete medientheoretische Traditionen scheinen mir für die weitere Diskussion allerdings ebenso nützlich zu sein wie das Bemühen, die Beobachtung von Kommunikationsprozessen und nicht oder nicht nur die Beschreibung von Inhalten zur Aufgabe von Medienanalysen zu machen.

Die Gewißeit dokumentarischer Formate

Trotz der in der medientheoretischen Tradition immer wieder thematisierten Ungewißheit scheint die Erzeugung von Gewißeiten ein medienpraktisches Leitbild zu sein. Wie könnte auch ein Medienproduzent (Fernsehreporter, Zeitschriftenredakteur, Audiodesigner, ...) die Ungewißheit der eigenen Wahrnehmung, des eige-

nen Wissens, der eigenen Informationsverarbeitung in seinen Produkten erkennbar machen? Darf diese Ungewißheit überhaupt erkennbar sein? Welche Vorteile hätte das? Brauchen wir nicht Tatsachen als Anhaltspunkte für die eigene Orientierung in unserer jeweiligen Realität? Das klingt plausibel – doch um welche Tatsachen geht es?

Eine einfache Meldung in einer Nachrichtensendung soll als Beispiel dienen. Ihr Inhalt bezieht sich auf ein Bombenattentat im Irak. Zunächst einige Umgebungsvariablen: Ein nennenswerter Teil des Fernsehpublikums schaltet beim Verlesen der Nachricht über ein Bombenattentat, das einige Tage vor einer Abstimmung im besetzten Irak stattfindet, bereits ab oder um, weil sie z. B. von Anne Will verlesen wird. Ein anderer Teil setzt sich statt mit dem Inhalt ihrer Mitteilung mit dem Kostüm der Sprecherin oder einem Studiodetail auseinander. Der überwiegende Teil der Zuschauer ist aus diffusen Gründen nicht wirklich aufmerksam und kann jedenfalls nach der Sendung die Nachrichtendetails nicht reproduzieren.

Nun zur Botschaft selbst: Die Meldung stellt als Tatsachenbehauptung einen Zusammenhang zwischen einem Attentat und einer im Lande geplanten Abstimmung her. Diese Behauptung findet ihren Beleg nur im Text des Teleprompters. Kein Bild, keine Sprecher-Äußerung, kein Dokument unterstützen sie. Allenfalls wäre der Redaktion eine medieninterne Berufung auf gesendete Beiträge möglich, in denen amerikanische Regierungsvertreter ebenfalls diesen Zusammenhang herstellen – unabhängig von seiner Belegbarkeit.

Da es hier nicht um das Plädoyer für besseren journalistischen Stil, sondern um Realitätsgewißheit geht, könnten wir uns fragen, welche Alternativen es zu dieser Meldung gibt. Würde beispielsweise ein Dokument zitiert oder gar der Sprecher einer gewalttätigen Organisation interviewt, dann wären das Bausteine für eine Sicht, in der die Kräfteverteilung im Irak als unentschieden erschiene. Allein die vorgezeigte Existenz organisierter Kräfte und die Schriftfähigkeit ihrer Äußerungen würde die Evidenz dieser Sicht unterstützen. Eine Alternative wäre etwa die Formulierung der Nachrichtensprecherin: »Das Bombenattentat könnte in den Zusammenhang der bevorstehenden Abstimmung gestellt werden, wie das in letzter Zeit amerikanische Regierungsvertreter getan haben.« Oder die Sprecherin sagt – indem sie das redaktionell offenbar vorhandene Vorurteil nutzt, aber einschränkt: »Ob das Attentat in einem Zusammenhang mit der bevorstehenden Abstimmung steht, wissen wir nicht.« Oder sie sagt nichts dergleichen – und »läßt die Bilder sprechen«.

»Die Bilder sprechen für sich – der Kommentar verstummt.« So lautet der Sprechertext bei der Fernsehübertragung der Verleihung eines Journalistenpreises an Britta Hilpert. Diese war früher Cutterin, jetzt ist sie Auslandskorrespondentin des ZDF in Moskau. Während der Verleihungszeremonie wird ein Interview Hilperths mit dem russischen Präsidenten Putin gezeigt. Im Verlaufe des Gesprächs fragt Hilpert ihn nach Menschenrechtsverletzungen in Tschetschenien. Die Frage hat eher den Charakter einer inquisitorischen Aufforderung, und weil der Präsident höflich (und ausweichend) antwortet, zeigt die ehemalige Cutterin an dieser Stelle in einer langen Großaufnahme die Hände Putins. Damit will sie offenbar den Eindruck hervorzurufen, hier handele es sich um einen teuflischen Verharmloser, der nun allerdings in ihr, Britta Hilpert, seine Meisterin gefunden habe. Der zitierte Kommentar aus dem Off (»Die Bilder sprechen für sich ...«) äußert sich

nicht zum Sachverhalt und liefert nicht dessen Interpretation, wird aber so dramatisch vorgetragen, daß eine emotionale Entscheidung der aufmerksamen Zuschaueranteile kaum vermeidlich ist.



[Putins Hände]

Diese Beispiele könnten als ideologisch motivierte, manipulative Berichterstattung eingeordnet werden. Es handelt sich bei den erwähnten Wirklichkeitskonstruktionen jedoch um den dokumentarischen Mainstream des öffentlich-rechtlichen Fernsehens. Dessen Vertreter preisen bei jeder sich bietenden Gelegenheit das Ideal der Medien als »vierter Gewalt« in der Demokratie. Praktiziert wird diese Gewalt durch die Exekution einer neurotischen Gewißheitssehnsucht, die keine Frage offenläßt, sondern bereits für jedes ungewisse Detail ungefragt eine Antwort bereithält. Ein anderes Ideal, das des republikanischen Mediennutzers, der sich im Angebot der Mitteilungen selbst einen Pfad von der Ungewißheit zur immer wieder unsicheren relativen Gewißheit bahnt, bleibt dabei auf der Strecke. Und damit auch die Kommunikation – denn über Gewißheiten lohnt es sich nicht zu kommunizieren.

Ungewißheit 1: Nietzsche

Nach dem Ende der Aufklärung, in der das enzyklopädische Bemühen um eine vollständige Beschreibung der Natur und der Weltzusammenhänge viele bis dahin geltende Gewißheiten sprengte und sie durch Experiment und die industrielle Praxis überprüfbarer und wiederholbarer Vorgänge ersetzte, blieb die naturwissen-

schaftliche Forschung bekanntlich keineswegs stehen. Das neunzehnte Jahrhundert erbrachte eine ganze Reihe von wichtigen Erkenntnissen über physikalische Zusammenhänge, die für uns heute die Voraussetzung beinahe jeglicher Kommunikation und unseres gesamten Lebensalltags bilden – wenn wir nur an die Nutzung der Elektrizität und die Verfahren der Nachrichtenübertragung denken.

Kommunikation beginnt und setzt sich fort in den neurophysiologischen Informationssystemen der menschlichen Körper, deren Beobachtung und Beschreibung im Verhältnis zu unserem Wissensdurst bis heute nicht annähernd zufriedenstellende Erkenntnisse erbracht hat. Wie produziert unser Gehirn eine Erkenntnis, wie entsteht »Sinn«? Eine wesentliche Etappe zur Selbstbeschreibung der menschlichen Sinnkonstitution leistete Johannes Müller, der in seinem »Handbuch der Physiologie des Menschen«¹ 1834 unter anderem darstellt, daß die Nervenzellen unseres Gehirns nicht die physikalische Natur dessen, was sie erregt, kodieren können, sondern nur die Stärke dessen, was sie erregt. Unser Gehirn erledigt den großen Rest in einer gigantischen Konstruktionsarbeit, deren Grundelemente in den ersten zehn Jahren unserer Sozialisation gebildet werden. Die Einsicht Müllers verbreitete sich in den folgenden Jahrzehnten, und so nimmt es nicht wunder, daß in den zugespitzten psychologischen Bemerkungen des Philosophen Friedrich Nietzsche Spuren davon zu finden sind:

»[Der Sprachbildner] bezeichnet nur die Relationen der Dinge zu den Menschen und nimmt zu deren Ausdrücke die kühnsten Metaphern zu Hilfe. Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher. Und jedesmal vollständiges Ueberspringen der Sphäre, mitten hinein in eine ganz andere und neue. [...]

Selbst das Verhältnis eines Nervenreizes zu dem hervorgebrachten Bilde ist an sich kein nothwendiges; wenn aber eben dasselbe Bild Millionen Mal hervorgebracht und durch viele Menschengeschlechter hindurch vererbt ist, ja zuletzt bei der gesammten Menschheit jedesmal in Folge desselben Anlasses erscheint, so bekommt es endlich für den Menschen dieselbe Bedeutung, als ob es das einzig nothwendige Bild sei und als ob jenes Verhältniss des ursprünglichen Nervenreizes zu dem hergebrachten Bilde ein strenges Causalitätsverhältniss sei; wie ein Traum, ewig wiederholt, durchaus als Wirklichkeit empfunden und beurtheilt werden würde. Aber das Hart- und Starr-Werden einer Metapher verbürgt durchaus nichts für die Nothwendigkeit und ausschließliche Berechtigung dieser Metapher...«²

Die von Nietzsche hier, im Jahre 1873, negierte kausale Beziehung der Erlebnissphäre und Kommunikationssphäre der Menschen bildet jedoch immer wieder unausgesprochen den Nährboden für spontane Theoriebildungen von Medienwissenschaftlern und -forschern. Diese sind so in der von ihnen selbst geschaffenen metaphorischen Welt gefangen, daß es ihnen gelingt, »sich selber zu imponiren«, wie Nietzsche bemerkt – und dabei Beziehungen zu behaupten, die keiner Beobachtung von außen standhalten.

Was Nietzsche durch seine polemische Beschreibung freilegt, ist die Ungeißheit, die jede Kommunikation auszeichnet. Sie ist im aktuellen neurophysiologischen Diskurs, der mit Johannes Müller einsetzte, genau bei den von ihm be-

1 Johannes Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. 2 Bde., Coblenz: J.Hölscher, 1838/40.

2 Friedrich Nietzsche, Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne, in: Kritische Studienausgabe Bd. 1, München: dtv/de Gruyter, 1988, S. 880, 884.

zeichneten Sprung zwischen den Sphären von Reiz und Bewußtsein(skonstruktion) angesiedelt. Wie sollen wir uns also den Kommunikationsprozeß als Prozeß der Übertragung von Bedeutungen und Sinn vorstellen?

Ungewißheit 2: Wittgenstein

Das zwanzigste Jahrhundert entwickelte auf dem Feld der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse weitere Argumente gegen überkommene Gewißeiten. Die Abschaffung des »Äthers« durch Albert Einstein war gewissermaßen die Voraussetzung für die mediale Nutzung des elektromagnetischen Frequenzspektrums. Im Begriff »Ätherwellen« klingt noch die Nostalgie der alten Gewißeit über eine die Erde und das Weltall umschließende Sphäre nach. Der Abbau alter Gewißeiten und ihre teilweise Ersetzung durch Aussagen, die dem gesunden Menschenverstand widersprechen – wie Einsteins Erläuterung zur Lichtgeschwindigkeit in seiner speziellen Relativitätstheorie – durchzieht die physikalischen Erkenntnisse des 20. Jahrhunderts. Auch wenn die Diskussion über die Rolle des Beobachters in der Quantenphysik noch nicht abgeschlossen ist, so hat sie doch mehr als ein halbes Jahrhundert das »gelernte« Bild der objektiven Realität erschüttert, für deren Darstellung die Physik zuständig sein wollte.

Der Philosoph Ludwig Wittgenstein, der in engen Beziehungen zu Bertrand Russell und vielen anderen naturwissenschaftlich orientierten Forschern stand, faßte um 1950 seine Erkenntnisse über Gewißeiten in einer Serie von Bemerkungen zusammen, die von einer grundlegenden Skepsis über die Wahrheit sprachlicher Aussagen geprägt sind.

»Aber mein Weltbild habe ich nicht, weil ich mich von seiner Richtigkeit überzeugt habe; auch nicht, weil ich von seiner Richtigkeit überzeugt bin. Sondern es ist der überkommene Hintergrund, auf welchem ich zwischen wahr und falsch unterscheide.«³

Unterscheidungen, die zu Aussagen führen, sind nur auf dem Hintergrund von lebensweltlichen Wertsystemen denkbar. Diese Wertsysteme bestimmen unsere Sichtweisen, Auswahlverfahren und Argumente unausweichlich.

»Alle Prüfung, alles Bekräftigen und Entkräften einer Annahme geschieht schon innerhalb eines Systems. Und zwar ist dies System nicht ein mehr oder weniger willkürlicher und zweifelhafter Anfangspunkt aller unserer Argumente, sondern es gehört zum Wesen dessen, was wir ein Argument nennen. Das System ist nicht so sehr der Ausgangspunkt, als das Lebelement der Argumente.«⁴

Wittgensteins Skepsis macht dabei vor dem Begriff der Tatsachen nicht halt. Alle Tatsachen sind für ihn Glaubenssachen:

»Ich glaube, was mir Menschen in einer gewissen Weise übermitteln. So glaube ich geographische, chemische, geschichtliche Tatsachen etc. So *lerne* ich die Wissenschaften. Ja, lernen beruht natürlich auf glauben. Wer gelernt hat, der Mont Blanc sei 4000 m hoch, wer es auf der Karte nachgesehen hat, sagt nun, er *wisse* es.«⁵

Für die Medienpraxis bilden die Auskünfte Wittgensteins ein Störfeuer, das zumindest einen Anteil an Unsicherheit erzeugen sollte. Selbst unter Voraussetzung

3 Ludwig Wittgenstein, Über Gewißeit. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1982, S. 33.

4 Ebd., S. 36.

5 Ebd., S. 52.

der Annahme, daß durch die gemeinsame Sozialisation in einer bestimmten Lebenswelt die Wertvorstellungen und damit Auswahlvorgänge (wichtig – unwichtig, schockierend – langweilend usw.) aus den verfügbaren Mitteilungen für viele Menschen nachvollziehbar sind, ist jede einzelne Nachricht nur auf dem Wege des Glaubens oder der Plausibilität nachvollziehbar und entbehrt jeglicher Gewißheit über ihre Richtigkeit. Mit dieser Grundvoraussetzung der Kommunikation kann man sich bewußt einzurichten versuchen. Viele Medienwissenschaftler und -praktiker verhalten sich zu dieser Grundvoraussetzung jedoch ignorant oder leugnen sie gar aktiv, indem sie der Kommunikation weiterhin die Fähigkeit der Übertragung von Bedeutungen zu schreiben, wie das Beispiel im nächsten Abschnitt zeigen wird.

Ungewißheit 3: Shannon

Die Kommunikationstheorie von Claude Shannon – zentral ist sein Aufsatz *A Mathematical Theory of Communication* aus dem Jahre 1948⁶ – wird in der sozialwissenschaftlichen und psychologisch orientierten Kommunikations- und Medientheorie häufig als »nur« mathematisch bezeichnet und in die Rubrik der Beschreibung technischer Kommunikationsprozesse verwiesen. Stellvertretend dafür soll hier die Sichtweise von Roland Burkart⁷ untersucht werden, in dessen Kompendium viele für die medienwissenschaftliche Ausbildung maßgebliche Theorieansätze referiert und bewertet werden. Um es vorwegzunehmen: Burkarts Aussagen zu Shannon kommen einer kommunikationswissenschaftlichen Katastrophe gleich, von der Nutzung bzw. Nicht-Nutzung der verfügbaren faktischen Informationen über die Auswahl der berücksichtigten Theorie-Elemente bis hin zur aktuellen Bewertung der Geltung von Shannons Theorie.

Unter der Überschrift »Kommunikation als Signalübertragung« wird Shannons Kommunikationsmodell von Burkart gleich zu Beginn mehrfach eingeeengt: Es sei 1949 von den »Nachrichtentechnikern« Claude E. Shannon und Warren E. Weaver entwickelt worden, die als »Telefontechniker« technisch-physikalische Probleme beim Telefonieren minimieren wollten⁸. Die beiden zu Technikern ernannten theoretischen Mathematiker werden in einer Fußnote folgendermaßen charakterisiert: »Shannon und Weaver waren in den 40er Jahren Mitarbeiter einer amerikanischen Telefongesellschaft (der Bell Telephone Laboratories), ab 1954 lehrte

6 Claude E. Shannon, *A Mathematical Theory of Communication*, in: *The Bell System Technical Journal*, Vol. 27 (Juli bzw. Oktober 1948), S. 379–423, 623–656. Später auch in Claude Elwood Shannon, *Collected Papers*, hrsg. von N. J. A. Sloane und Aaron D. Wyner. Piscataway: IEEE Press, 1993, S. 5-83. Aus diesem Band wird hier zitiert. In ihm findet sich auch eine Shannon-Biographie der Herausgeber.

7 Roland Burkart, *Kommunikationswissenschaft*. 4. Aufl., Wien-Köln-Weimar: Böhlau, 2002.

8 Roland Burkart, a. a. O., S. 426. Burkart schreibt – wie viele andere Autoren – Shannons Modell übrigens Shannon und Weaver zu, offenbar deshalb, weil diese gemeinsam 1949 einen Band »*The Mathematical Theory of Communication*« veröffentlicht haben – mit einem Vorwort von Warren Weaver – in dem Shannons Aufsatz wieder abgedruckt wurde. Dieser Band erschien 1976 in deutscher Übersetzung: Claude Shannon und Warren Weaver (Hrsg.), *Mathematische Grundlagen der Informationstheorie*. München: Oldenbourg, 1976. Die unzulängliche deutsche Übersetzung des Aufsatzes wurde in einer späteren deutschen Ausgabe der Schriften Shannons überarbeitet: Claude E. Shannon, *Ein/Aus, Ausgewählte Schriften zur Kommunikations- und Nachrichtentheorie*, hrsg. von Friedrich Kittler, Peter Berz, David Hauptmann, Axel Roch. Berlin: Brinkmann und Bose, 2000.

Shannon am Massachusetts Institute of Technology. Shannon und Weaver gelten gemeinsam mit Norbert Wiener als Begründer der mathematischen Informationstheorie, sie haben erstmals das Bit als Einheit einer Informationsmenge definiert.«⁹

Shannon war in der Tat von 1941 bis 1972 Mitarbeiter der Bell Laboratories. Diese wissenschaftliche Institution ist eine der amerikanischen Spitzenforschungseinrichtungen und weist einen hohen Anteil an Grundlagenforschung auf. Sie wurde von der bekannten Telefongesellschaft American Telephone and Telegraph Co. (AT&T) finanziert. Inzwischen sind die Bell Labs bei dem Unternehmen Lucent angesiedelt. Die über viele Standorte verteilten Forschungseinrichtungen lassen sich einigermaßen mit der – allerdings viel kleineren – deutschen Fraunhofer-Gesellschaft vergleichen. Mitarbeiter des Instituts haben für ihre Entwicklungen sechs Nobelpreise erhalten, und fast alle wichtigen der heute gängigen Techniken, vom Faxgerät über den Transistor bis zum Laser und zu drahtlosen Netzwerken, sind in den Bell Laboratories entwickelt worden.

Warren Weaver, der zweiundzwanzig Jahre älter war als Shannon, fungierte von 1932 bis 1955 als Direktor der naturwissenschaftlichen Abteilung am Rockefeller Institute. Sein Interesse an der Informationstheorie Shannons war durch seine biologischen und sprachwissenschaftlichen Forschungen gespeist. Er arbeitete beispielsweise an Verfahren zur automatischen Übersetzung. Man könnte vermuten, daß er durch das gemeinsam verantwortete Buch dem genialen Kollegen Shannon die verdiente größere Beachtung in der wissenschaftlichen Öffentlichkeit verschaffen wollte.¹⁰ Mit den Bell Labs, mit Telefontechnik und der Begründung der Informationstheorie läßt sich Weavers Arbeit jedenfalls nicht assoziieren.

Norbert Wiener gilt als Begründer der Kybernetik. Er hatte 1946 auf einer Arbeitstagung der Macy Foundation seine Überlegungen zu »Feedback Mechanisms and Circular Causal Systems in Biological and Social Systems« vorgetragen, aus deren Diskussion sein Buch »Cybernetics« (1948) hervorging. Wiener war in den Jahrzehnten zuvor auf dem Feld der Quantenphysik tätig gewesen, arbeitete zeitweilig mit Max Born zusammen und hatte Berührung mit Otto Hahn und anderen Grundlagenforschern. Die Steuerungs- und Kontrollmechanismen, die Norbert Wiener im Zweiten Weltkrieg beschäftigten, waren die praktischen Aufgaben der Feuerleitkontrolle der Artillerie im Zweiten Weltkrieg, bei denen eminent aufwendige Rechenvorgänge zu bewältigen waren. Shannon, Weaver und Wiener waren für die von Vannevar Busch geführte amerikanische Rüstungsforschung tätig – allerdings nie in demselben Projekt. Man tut Wieners Leistungen sicher keinen Abbruch, wenn man ihn nicht als »Begründer der mathematischen Informationstheorie« bezeichnet, auch wenn er Berührungen mit diesem Feld hatte.

Der Begriff »Bit« für die kleinste statistische Informationseinheit wurde von keinem der drei Wissenschaftler erfunden, sondern Shannon hatte – wie aus seinen einleitenden Bemerkungen in dem erwähnten Aufsatz hervorgeht¹¹ – dieses Wort von seinem Kollegen John W. Tukey übernommen (Mathematik-Professor an der Princeton University, der auch in den Bell Laboratories arbeitete), der in einem

9 Ebd.

10 Über die Biographie Warren Weavers informiert unter anderem ein Kapitel in dem Band: National Academy of Sciences of the United States of America (Hrsg.), Biographical Memoirs, vol. 57. Washington: National Academy Press, 1987, S. 492-530.

11 Claude E. Shannon, A Mathematical Theory of Communication, a. a. O., S. 6.

1947 veröffentlichten Aufsatz mit »binary digits« allerdings die Stellen einer Binärzahl bezeichnete, während er bei Shannon den Logarithmus unabhängiger Wahlvorgänge mit zwei Alternativen benennt.¹²

Roland Burkart gelingt es also, in nur zwei Absätzen seines Buches eine solche Vielzahl an Fehlinformationen zu plazieren, daß sich fast die Frage nach der spezifischen Motivation dieser Wahl stellt (oder die nach der generellen Sorgfalt, mit der Fakten und wissenschaftliche Positionen in seinem Standardwerk präsentiert werden). Welches Bild der Bedeutung des Kommunikationsmodells von Shannon erzeugt er damit beim Leser seines Buchs, bevor er überhaupt das Modell erwähnt und erläutert? Zwei Techniker einer Telefongesellschaft, die ein technisches Problem der Telefonübertragung lösen wollten, haben »diesen Signalübertragungsprozeß« in einem schematischen Modell abgebildet: das ist die Quintessenz seiner Einleitung. Bei Studierenden einer sozialwissenschaftlich eingebundenen Kommunikationswissenschaft werden damit bereits ausreichend viele Impulse ausgelöst, um Shannons Werk als antiquierte Lösung aus einer nur-technischen Ecke einzuordnen.

Die Beschreibung des Modells und seine Bewertung setzen dann methodisch das Verwirrspiel fort. Obwohl Burkart unmittelbar vorher noch auf die Definition der »Informationsmenge« Bezug nimmt, woraus sich die Frage ergeben könnte, wie und wodurch bei Shannon Information überhaupt qualifiziert und darüber hinaus meßbar wird, setzt er folgendermaßen ein:

»Eine Nachrichtenquelle produziert eine Information, die von einem Empfänger aufgenommen wird und dort an ihr Ziel gelangt.«¹³ Bei Shannon ist allerdings eindeutig zu lesen, daß eine Nachrichtenquelle keine Information, sondern eben eine *Nachricht* produziert. Ob diese Nachricht eine meßbare *Information* enthält, steht auf einem anderen Blatt. Diese Pointe, auf der die weitere Argumentation in Shannons Theorie aufbaut, entgeht Burkart vollkommen. Bei Shannon sind Nachrichten zunächst die Produkte von technischen Quellen, die in einem mehrdimensionalen Kontinuum definiert sind und über gestörte Kanäle übertragen werden.

Shannon interessiert sich nun unter anderem für zwei Vorgänge: Wie können diese Nachrichten trotz gestörter Kanäle vollständig übertragen werden? Und: Wie ist der Zusammenhang der – statistisch beschriebenen – Nachrichtenquelle mit dem – statistischen – Informationsgehalt der Nachrichten zu fassen und zu beschreiben? Burkart übersieht die zweite Frage, der ein großer Teil des Papiers von Shannon gewidmet ist, vollständig. Die erste Frage hingegen wandelt er in diese Formulierung um: »Wie genau können Zeichen bzw. Signale in Kommunikationsprozessen übertragen werden?«¹⁴ Diese Frage kann unter keinen Umständen zu dem von Shannon deklarierten Ziel führen, der bekanntlich entwickelt, daß die Übertragung vollständiger Nachrichten auch in stark gestörten Kanälen möglich ist, wenn diese Nachrichten auf geeignete Weise und mit einem gewissen Maß an Redundanz kodiert werden. Wenn es um das Ziel der vollständigen Übertragung geht, was soll das Burkartsche »Wie genau ...« bedeuten? Er scheint das bahnbrechende Resultat von Shannons Darlegungen prinzipiell zu bezweifeln, sonst würde er etwa fragen: Auf welche Weise kann es gelingen, daß Zeichen bzw. Signale in

12 Zur Geschichte des Worts »Bit« siehe Hermann H. Goldstine, *The Computer from Pascal to von Neumann*. Princeton: Princeton University Press, 1972, S. 244-253.

13 Roland Burkart, a. a. O., S. 427.

14 Ebd., S. 428.

Kommunikationsprozessen vollständig übertragen werden? Dieser Zweifel wird jedoch nicht expliziert. Shannons Theorie wird somit um ihre Kernaussagen gebracht und dort, wo ihre Zusammenfassung versucht wird, zur Unkenntlichkeit verzerrt.

Erst das in Shannons Aufsatz immer wieder betonte und erläuterte statistische Wesen der Nachrichtenquelle und seines Informationsbegriffs könnten Aufschluß über seine Theorie und ihre Aussagekraft auch bei der Analyse der sozialen Kommunikation geben, wenn dieser aufgrund ihrer Komplexität (oder aufgrund unseres Nichtwissens über ihre Bestimmungsmomente) eine andere Qualität zugesprochen wird als die Kommunikation zwischen technischen Geräten.

Die statistische Fundierung des Informationsbegriffs ist – aus sozialwissenschaftlicher Perspektive betrachtet – keine Schwäche, sondern gerade die Stärke des Ansatzes von Claude Shannon. Die Nachrichten haben im gelingenden Fall einen Informationswert, aber – sie transportieren keinen Sinn. Sie sind keine Gefäße, in die ein Absender Bedeutungen hineinsteckt wie einen Brief in einen Umschlag. Nachrichten sind Elemente einer statistischen Beziehung. Der semantische Aspekt wird von Shannon explizit ausgeklammert. Roland Burkart macht die Problematik seiner Haltung zu Shannon in folgender Bemerkung mehr als deutlich: »Ein derartiger Kommunikationsbegriff ist für die Analyse sozialer Kommunikationsprozesse allerdings schwer brauchbar, eben weil er die Bedeutung der übertragenen Bits vernachlässigt.«¹⁵ Dieses Argument ist noch zu überprüfen. Burkart, der hier gerade den Bits die Qualität der Bedeutung zugesprochen hat, fährt fort: »Sinn und Bedeutung können außerdem gar nicht ›übertragen‹, sondern bestenfalls im Bewußtsein (des Gegenübers) wachgerufen werden. Kommunikation läßt sich demgemäß auch als ›Aktualisierung von Sinn‹ (Luhmann [...]) begreifen.«¹⁶

Ohne jemals auf die Struktur der Argumentation Shannons tatsächlich einzugehen, weist Burkart diesem Ansatz die technische Sphäre zu, die in guter alter geisteswissenschaftlicher Tradition eine Sphäre der Gedankenlosigkeit und Bedeutungslosigkeit ist. Die Übertragung der Kommunikationstheorie Shannons auf die Sphäre der menschlichen Kommunikation, die Shannon selbst ausklammerte, wird von Burkart nur insoweit versucht, als er »Nachrichtenquelle« und »Sender« hilfsweise in »Gehirn des Sprechers« und »Stimmbänder« übersetzt, womit er sich an das Vorwort von Warren Weaver anschließt. An dieser Stelle bricht allerdings dann das Bemühen um eine Übertragung des Kommunikationsmodells auf die menschliche Kommunikation ab.

Vergleichen wir damit die Auseinandersetzung der Psychiater und Kommunikationstheoretiker Jürgen Ruesch und Gregory Bateson in ihrem gemeinsamen Buch »Kommunikation«¹⁷ mit Shannons Kommunikationstheorie. Als langjährige Beobachter der menschlichen Kommunikation sind für sie Kommunikationsstörungen, also Prozesse der nichtgelingenden Bedeutungsübertragung, eher die Regel als die Ausnahme. Das verwendete Kodierungssystem muß beispielsweise exakt gleich sein, damit ein Befragter eine Fragestellung versteht. Und häufig bemerkt der Fragesteller in solchen Fällen nicht einmal, *daß* der Befragte die Fragestellung

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Jürgen Ruesch und Gregory Bateson, Kommunikation, Die soziale Matrix der Psychiatrie (1967). Heidelberg: Carl-Auer-Systeme, 1995.

nicht versteht. Der Informationsbegriff Shannons, so argumentieren Ruesch und Bateson, weist einen Ausweg aus der Entropie des Nichtverstehens. Entropie – dieser im zweiten Hauptsatz der Thermodynamik entwickelte Begriff – beschreibt, daß ein System sich wahrscheinlich aus einem geordneten in einen ungeordneten Zustand verändern wird. Das Aufhalten dieser entropischen Bewegung ist häufig das Motiv menschlichen Handelns. Bemüht sich jemand durch sein Liebeswerben, ein bestimmtes Mädchen auf sich aufmerksam zu machen, so will er verhindern, daß sie sich in einer zufälligen Weise verhält. Die Übereinstimmung zwischen einer Absicht und einer äußeren Situation wird in diesem Fall durch die Veränderung der äußeren Situation erreicht. Umgekehrt wird bei der Suche nach Informationen versucht, die zufällige, entropische Situation dadurch zu verändern, daß versucht wird, etwas im eigenen Kopf zu verändern.¹⁸ Die naturwissenschaftliche Begriffswelt und eine sozialwissenschaftliche Problematik wird hier in der Identifikation des Begriffs der negativen Entropie mit dem der Information zusammengeführt. Diese Identifikation ist im übrigen nach Ruesch und Bateson der »größte ... Umschwung im menschlichen Denken seit den Tagen von Plato und Aristoteles, weil sie die Naturwissenschaften und die Sozialwissenschaften vereinigt ...«¹⁹ Sie beeilen sich hinzuzufügen: »Das Konzept der Entropie und der zweite Hauptsatz der Thermodynamik, der dieses Konzept erklärt, sind allerdings neblig in den Köpfen vieler Sozialwissenschaftler ...«²⁰

Die Kongruenz zwischen Ideen und Ereignissen ist nach Ruesch und Bateson unwahrscheinlich. Zwei Menschen verfügen zudem über nicht-identische Wertssysteme und Kodierungssysteme für Nachrichten. Wie lassen sich dann Aussagen in Begriffen des einen in Aussagen in Begriffen des anderen übersetzen?²¹ Die Antwort schließt an Shannons Theoreme an und lautet zunächst: Jede übermittelte Botschaft hat zwei Arten von »Bedeutungen«: »Einerseits ist die Botschaft eine Aussage oder ein Bericht über Ereignisse zu einem vorherigen Zeitpunkt und andererseits ist sie ein Befehl – eine Ursache oder ein Reiz für Ereignisse zu einem späteren Zeitpunkt.«²² Das dazu gewählte Beispiel ist das Feuern dreier Neuronen, A, B und C, die in Serie geschaltet sind. Das Feuern von B hat in diesem Fall eine doppelte Bedeutung: »Einerseits kann sie wie ein ›Bericht‹ davon betrachtet werden, daß A zu einem vorhergehenden Zeitpunkt gefeuert hat; andererseits ist es ein ›Befehl‹ oder die Ursache für Cs späteres Feuern. Der gleiche Sachverhalt trifft auf jede verbale Kommunikation zu, ja tatsächlich auf jede denkbare Kommunikation.«²³

Der Doppelaspekt der Kommunikation – Bericht und Befehl oder Wahrnehmung und Aktion – ist natürlich nicht getrennt auf die handelnden Personen verteilt, sondern in jeder Person vereinigt. Dies erschwert die Beobachtung menschlicher Kommunikation und erschwert auch die Kommunikation selbst. Das Problem wird noch dadurch komplexer, daß »Bewußtsein« nur eine Teilmenge der Gesamtpsyche eines Menschen spiegelt. Die Auswahl und Kodierung von Ideen, die in die Kommunikation geworfen werden, verläuft weitgehend unbewußt.

Die Beobachtung von Kommunikation verhilft in diesem wie in anderen Fällen

18 Siehe Jürgen Ruesch und Gregory Bateson, a. a. O., S. 201.

19 Ebd., S. 200.

20 Ebd.

21 Ebd., S. 202.

22 Ebd.

23 Ebd.

zu Beschreibungen, die bestimmte Vorgänge erstmals offenlegen. Die dabei zugrundeliegende Theorie Shannons wird jedoch von vielen Sozialwissenschaftlern als unzuständig für die menschliche Kommunikation betrachtet. Wie läßt sich dieser Widerspruch auflösen?

Hier setzt Dirk Baecker ein, der in seinem 2005 erschienenen Buch »Form und Formen der Kommunikation« den Informationsbegriff Shannons an einem von Burkart und anderen Sozialwissenschaftlern übersehenen Punkt aufnimmt: Eine Nachricht entsteht, indem sie aus einem Vorrat gleichwahrscheinlicher Nachrichten ausgewählt wird. Viele Leser dieser in ihrer Allgemeinheit selbstverständlich erscheinenden Angabe fokussieren ihre Aufmerksamkeit nun auf die einzelne Nachricht.

Baecker hingegen, geschult am Systemdenken Luhmanns, betrachtet beide Seiten: die Nachricht und den vorhandenen Vorrat an Nachrichten. Er analysiert folgerichtig Shannons Informationsbegriff als Ordnungsbegriff: »Information wird mathematisch als Maß für Ordnung definiert. Eine Ordnung beschreibt den Zusammenhang von Elementen untereinander. Diese Elemente können sowohl Buchstaben sein als auch Sätze, Gesten, Bilder oder Zeichen und Signale anderer Art. Der Informationsbegriff definiert, wie aus einer Nachricht (einem neu auftretenden Element) geschlossen werden kann, mit welcher Ordnung von Elementen man es zu tun hat.«²⁴

Statistisch gesehen ist eine Ordnung definiert durch die Wahrscheinlichkeit, mit der aus dem Vorliegen einiger Elemente auf das Vorliegen anderer geschlossen werden kann. »Der mathematische Kern der Theorie Shannons ist die Ausarbeitung und Beschreibung eines den Umgang mit Informationen ermöglichenden und zugleich von ihm getragenen Wahrscheinlichkeitskalküls, das aus jeder einzelnen Nachricht auf den Zustand der Welt schließt, in der man sich jeweils befindet, und vom Zustand der Welt wieder zurück auf die erwartbaren Nachrichten.«²⁵

Shannons statistisches Informationsmaß informiert also nicht nur über das, was mit einer Nachricht verbunden ist, sondern auch über das, was beim Erhalten einer Nachricht über die Ordnung ihres Quellsystems offenbar wird. Entropie der Information bedeutet, daß ein willkürliches oder zufälliges Ereignis nicht überraschen kann, daß aber die plötzlich gebotene Möglichkeit, auf einen Zusammenhang zu schließen, überrascht. »Mathematisch ist Information ein Maß für die Ungewißheit des Eintretens von Ereignissen, das zwischen 0 und 1 umso höhere Werte annimmt, je größer die Ordnung ist, auf die ein Ereignis jeweils schließen läßt.«²⁶

Eine aus einer völlig ungeordneten Menge ausgewählte Nachricht kann kaum einen Informationsgehalt haben. Diesen gewinnt jedoch eine Nachricht, die in ihrem Zusammenhang mit einer Menge anderer möglicher Nachrichten betrachtet werden kann. Genau dies bezeichnet Shannon als den »entscheidenden Aspekt« der Kommunikation – gegenüber dem semantischen.²⁷

Der Auswahlprozeß, der jeglicher Kommunikation zugrundeliegt, ist eingebettet in das System, in dem die Kommunikation stattfindet – bei menschlicher Kommunikation in das lebensweltliche Wertsystem, aus dem heraus Menschen sich

24 Dirk Baecker, Form und Formen der Kommunikation. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2005, S. 18. 25 Ebd., S. 18-19.

26 Ebd., S. 20-21.

27 Siehe Claude E. Shannon, a. a. O., S. 5.

zwangsläufig und zwanghaft zu verständigen suchen. Der Informationsgehalt einer Nachricht erschließt sich für einen Kommunikationspartner nicht, wenn der Auswahlvorgang, der zu einer Mitteilung geführt hat, nicht selbst auch nachvollzogen werden kann. Insofern informiert Information mindestens ebenso über Tatbestände, die nicht übertragen werden, wie über die Tatbestände, die zum Inhalt einer Nachricht gemacht werden.

Die Nichtidentität der Wertsysteme von Kommunikationspartnern liegt auf der Hand. Das Maß ihrer Übereinstimmung ist eines der Elemente für das Zustandekommen von Information. Indem Claude Shannon eine Struktur zur Verfügung stellt, die eine Beobachtung des Kommunikationsprozesses ermöglicht, leistet er zumindest auf dieser Ebene einen Beitrag zum Abbau der Ungewißheit über den Vorgang der Kommunikation.

Ungewißheit 4: Luhmann

Die Massenmedien – und ausschließlich diese – sind der Gegenstand der angewandten Kommunikations- und Medienwissenschaften. Diese thematisieren die meßbaren Wirkungen von Medien. Sie fragen nicht, warum und wie Medien auf Menschen wirken, also eine Grenzüberschreitung bei den Rezipienten bewirken, die sich aufgrund der Mediennutzung so verhalten (z. B. lachen, weinen, empört sein), als hätten Ereignisse in ihrem physischen Leben stattgefunden.²⁸

Die Auswirkung der Systemtheorie Niklas Luhmanns auf die soziologische Beschreibung der Massenmedien ist bedeutend. Der schon erwähnte Kommunikationswissenschaftler Roland Burkart setzt sich in seinem 2002 in überarbeiteter Fassung erschienenen Kompendium ausgerechnet mit den beiden für die Medienwissenschaft zentralen Texten Niklas Luhmanns *nicht* auseinander. Diese sind das 1995 in erster und 1996 in veränderter Auflage erschienene Büchlein »Die Realität der Massenmedien«²⁹ und das 1997 erschienene zweibändige Werk »Die Gesellschaft der Gesellschaft«³⁰, das ein 210-seitiges Kapitel über »Kommunikationsmedien« aufweist. Nun hat der Begriff »Kommunikation« schon weitaus früher eine zentrale Stelle in Luhmanns Systemdenken erobert, beispielsweise in seinem (von Burkart ebenfalls nicht berücksichtigten) soziologischen Hauptwerk, *Soziale Systeme*³¹ (1984). Burkart nimmt diese für sein Gebiet, die Kommunikationswissenschaft, bedeutende Position nicht zur Kenntnis und referiert statt dessen Luhmanns systemtheoretischen Ansatz aus marginalen Texten und Referenzen zweiter Hand.³²

Kommunikation besteht bei Luhmann aus drei Selektionen³³: 1. Mitteilung (bei Shannon: Nachricht), 2. Information, 3. Verstehen der Differenz zwischen Informa-

28 Siehe dazu die umfangreiche Studie von Martin Andree, *Archäologie der Medienwirkung*, München: Wilhelm Fink Verlag, 2005.

29 Niklas Luhmann, *Die Realität der Massenmedien*. 1. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1995; 2. erw. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1996.

30 Niklas Luhmann, *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bände, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.

31 Niklas Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984.

32 Siehe Roland Burkart, *Kommunikationswissenschaft*, a. a. O., S. 458-465.

33 Siehe zu den folgenden Absätzen neben den in den vorausgegangenen Fußnoten angeführten Werken Luhmanns auch: Claudio Baraldi, Giancarlo Corsi und Elena Esposito, *GLU. Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1997.

tion und Mitteilung. Die Mitteilung einer Information realisiert noch längst nicht Kommunikation. Erst wenn die Information und die Intention für die Mitteilung verstanden werden, kann Kommunikation zustande kommen.

Was bedeutet »verstehen« in diesem Zusammenhang? Keineswegs meint Luhmann den psychischen Prozeß der Reproduktion von Gedanken. Wie sollten die Gedanken eines Kommunikationspartners auch zu einem anderen übertragen werden können? Als Verstehen bezeichnet Luhmann die Reproduktion eines sozialen Systems. Dabei werden eine Mitteilung und eine Information als Selektionen unterschieden und zugeschrieben. Mißverständnisse über die Motive oder über die Information sind jederzeit möglich. Kommunikation kommt aber schon zustande, wenn die Differenz zwischen zwei Selektionen verstanden wird: die Mitteilung (A sagt: es schneit) und die Information (es schneit). Insoweit läßt sich die Kommunikation auch als Handlung beobachten und beschreiben.

Die psychischen Prozesse der Kommunikation werden von Luhmann nicht geleugnet. Sie sind durch »strukturelle Kopplung« mit dem Kommunikationsprozeß verbunden. Durch die Vernetzung der ständig fortlaufenden Kommunikationen eines sozialen Systems ergibt sich die Einheit dieses Systems. Das System ist von seiner Umwelt unterschieden. Die psychischen Systeme sind nicht Teil des sozialen Systems, sondern seiner Umwelt. Soziales Verstehen im Luhmannschen Sinn bewirkt, daß Kommunikation zu einem unaufhörlichen selbstreferentiellen Prozeß entwickelt. Bei jeder kommunikativer Handlung wird geprüft, ob die vorausgehende Kommunikation verstanden worden ist, und bei der Anschlußkommunikation wird gezeigt, daß sie auf einem Verstehen der vorausgehenden Kommunikation beruht.³⁴

Kommunikation ist in Luhmanns Sicht ein unwahrscheinliches Ereignis. Unge-
wißheit wird in dreifacher Hinsicht erzeugt: 1. Es ist unwahrscheinlich, daß Kommunikation (als sozialer Vorgang, nicht im psychischen Sinne) verstanden wird, also überhaupt zustande kommt. 2. Es ist unwahrscheinlich, daß eine Mitteilung einen Adressaten erreicht. 3. Es ist unwahrscheinlich, daß die Kommunikation akzeptiert wird. Diese drei Unwahrscheinlichkeiten werden durch die Sprache, durch Verbreitungsmedien und durch symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien (Macht, wissenschaftliche Wahrheit, Geld, Liebe, Kunst, Werte) verringert – aber nicht aufgehoben.

Wie können Individuen Sinn aus der Kommunikation schöpfen? Kommunikation spielt sich für zwei Individuen in einem Feld »doppelter Kontingenz« ab. Kontingenz bezeichnet die Wahl aus einer Vielzahl von unbekanntem Möglichkeiten. Kontingenz ist daher weder eindeutig noch unmöglich. In einer Kommunikation können zwei Partner wechselseitig kontingentes Verhalten beobachten. Kommunikation kann überhaupt nicht gelingen, wenn nicht beide Partner sich wechselseitig unter diesem Aspekt wahrnehmen. Dirk Baecker bemerkt dazu, daß schon aus diesem Grunde »die Stimulus-response-Vorstellung der Kommunikation ebenso verabschiedet (ist) wie die Idee, daß es sich bei Kommunikation um einen Vorgang der »Übertragung« von Sinn vom Sender auf den Empfänger handelt.«³⁵

Den für Luhmanns Position wesentlichen Zusammenhang von Kommunikation

34 Siehe Niklas Luhmann, Soziale Systeme, a. a. O., S. 198.

35 Dirk Baecker, Kommunikation, Leipzig 2005, S. 75.

und sozialem System übersieht Burkart in seinem fragmentarischen Exkurs in die Systemtheorie. Er beschränkt sich darauf, dem Luhmannschen Kommunikationsbegriff die Leistung der Komplexitätsreduktion und der Aktualisierung von Sinn zuzuschreiben. Nach einem eher lustlosen Referat von Bemühungen, die Systemtheorie auf das System des Journalismus anzuwenden³⁶, zieht Burkart ein eher negatives Fazit: neben positiven Stimmen zur Systemtheorie gebe es auch negative, »die den Informationsgehalt der Systemtheorie generell als sehr gering erachten«. »Sie ist eben eine wissenschaftliche Hilfskonstruktion, ein Denkinstrument, das es gestattet, Wirklichkeit jedweder Art als ›System‹ zu begreifen, um dadurch Zusammenhänge bzw. Wechselbeziehungen erkennbar zu machen.«³⁷

Die Schwierigkeit Burkarts, Auffassungen wie die Shannons und Luhmanns überhaupt zu rezipieren und in ihrem Kern wiederzugeben, ist erstaunlich. Zeitdruck oder sonstige äußere Faktoren können bei einem in mehreren Auflagen gepflegten Standardwerk als Erklärung nicht herhalten. Erkennbar ist vielmehr eine Abwehr gegen Grundauffassungen, die mit der eigenen spontanen Disposition nicht vereinbar sind. »Der wechselseitig stattfindende Prozeß der Bedeutungsvermittlung soll als Kommunikation begriffen werden«³⁸, mit dieser Position beginnt Burkart seinen Theorienkatalog. Die *Differenz* zwischen den Kommunikationspartnern, deren Erkenntnis die notwendige Voraussetzung für den Beginn und die Aufrechterhaltung der Kommunikation ist, wird von Burkart offenbar nicht als konstitutiv angesehen. Auch für die paradoxe Begründung der selbstreferentiellen Antriebskraft für Kommunikation, nämlich die *Inkommunikabilität* der Individuen, scheint er keinen Sinn zu haben. Dabei ist es gerade die Einsicht, daß der Spielraum selbstbestimmter Individuen Kommunikation veranlaßt³⁹, an der viele heute wirksame Kommunikationstheorien – von Watzlawick bis Baecker – ansetzen.

Fazit

Die Exkursion durch verschiedene Theorien legt einige vorläufige Schlußfolgerungen nahe:

1. Ungewißheit ist ein Terminus, mit denen Kommunikations- und Medientheorien offenbar erfolgreicher operieren können als mit Gewißheit.
2. Vielen Kommunikationstheoretikern fällt es andererseits schwer, Ungewißheiten zu ertragen, weshalb sie diese auch ungern in Theorien plaziert sehen. Das rechtfertigt Blindstellen in der Darstellung unliebsamer Ansätze, jedoch selbstverständlich nicht ihre verzerrte Darstellung und Verfälschung.
3. Ungewißheitsbehauptung und Gewißheitssehnsucht prägen gleichermaßen die Texte der Theoretiker. An der Nahtstelle des Konfliktes dieser beiden Haltungen findet die Ausbildung und Praxis der Medienproduzenten statt, von denen viele durch die Schulen dieser Theoretiker gegangen sind. In ihrer Praxis spiegelt sich daher möglicherweise der genannte Konflikt.
4. Beispiele einer auf der Ungewißheit basierenden, die Ungewißheit der Kommunikation und der Medienwirkung ertragenden Medienpraxis sind selten zu

36 Siehe Manfred Rühl, *Journalismus und Gesellschaft*, Mainz: Hase & Koehler, 1980.

37 Roland Burkart, *Kommunikationswissenschaft*, a. a. O., S. 465.

38 Ebd., S. 32 f.

39 Siehe Dirk Baecker, *Kommunikation*, a. a. O., S. 98 f.

finden. Aber nur ihr könnte es gelingen, die Engpässe überkommener Ordnungsvorstellungen und der mit ihnen verbundenen Verkürzungen zu überwinden. Eine Kommunikationspraxis, die sich nicht scheut, die Anzahl der Wahrnehmungs- und Interpretationsmöglichkeiten zu erhöhen, statt sie zu verringern, wäre der Komplexität des Lebens im 21. Jahrhundert angemessen.